

# Bildung im Lebenszusammenhang – doing gender

Harry Friebe

Muster der Bildungsbeteiligung und Bildungsbenachteiligung im Lebenszusammenhang stehen seit mehr als 25 Jahren im Zentrum unseres Untersuchungsinteresses. Wir fragen nach der Wechselwirkung von biografischer Eigenleistung (Individualisierung) und struktureller Steuerung (Institutionalisierung) des Bildungs- und Lebensverlaufs im Rahmen des gesellschaftlichen Modernisierungsprozesses. Was sind die Strukturgeber der Bildungsbiografien? Gibt es geschlechtsspezifische Muster der Bildungsbeteiligung? Der für unsere Argumentationen zentrale Schlüsselbegriff „doing gender“ besagt, dass Lebensläufe infolge des biologischen Geschlechts (sex) so sozial konstruiert werden (gender), dass in aller Regel kaum eine Alternative zu „typisch männlich“ oder „typisch weiblich“ bleibt. Hat dieses soziale Geschlecht auch Konsequenzen für den Bildungsverlauf?

## 1

### Strukturwandel und Bildungswege

Seit 1980 begleiten wir ehemalige SchülerInnen aus Hamburger Haupt- und Realschulen und Gymnasien und ermitteln in einer Längsschnittstudie alle 1½ Jahre per Fragebogen und Intensivinterviews Daten und Befunde zur Bildung und Weiterbildung im Kontext von beruflicher Qualifizierung, Erwerbsarbeit und Familienbildung. Das Untersuchungssample aus der Hamburger Schulabschlusskohorte 1979 wird von uns als „Modernitätssample“ definiert, weil es in einer komplexen Weise vom gesellschaftlichen Strukturwandel geprägt wurde: Die Befragten

- waren Kinder der Bildungsexpansion in den 1970er Jahren: also mehr Bildungsoptionen,
- waren Stiefkinder der Strukturkrise des Arbeitsmarktes zu Beginn der 80er Jahre: also mehr Arbeitsmarktrestruktionen,
- sind Repräsentanten der geburtenstarken Jahrgänge – geboren zwischen 1959 und 1964: also mehr Verdrängungskonkurrenz.

#### 1.1 ABITUR

Die Bildungspartizipation des Samples im Kontext der gesellschaftlichen Modernisierung ist durchaus als spektakulär zu bezeichnen, wenn wir die Schulbildungsabschlüsse der Sampleangehörigen<sup>1</sup> sowohl mit denen ihrer Eltern als auch mit denen vergleichen, die diese für ihre Kinder antizipierten. Unsere intergenerationale Analyse zum Erwerb der allgemeinen Hochschulreife kann dies beispielhaft demon-

strieren: Etwa ein Viertel des Samples hatte mit dem Abschluss der allgemein bildenden Schule 1979 das Abitur erworben. Das war schon weit mehr als eine Verdoppelung der Abiturquote, die die Generation ihrer Eltern (9 %) erreicht hatte. Schließlich erwartet das Sample von den eigenen Kindern eine Abiturquote von ca. zwei Drittel.

Drei Generationen im Abiturvergleich: das Abitur wird immer mehr zur universellen Option, immer weniger zur Option für das Studium (von Friedeburg, 1992).

#### 1.2 BERUFSAUSBILDUNG

Die Muster der beruflichen Ausbildungswege sind – angesichts der geschlechtsspezifischen Segmentierung der Berufsausbildung – zugleich auch Botschaften für Wege der Familienbildung im Lebenszusammenhang (Krüger 1995, S. 7): Jene, die 1979 die erste Schwelle des Übergangs von der Schule in den Beruf in nicht-akademischen Berufsausbildungen der Bereiche Gesundheit und Erziehung (überwiegend Frauen) überschritten hatten, sind auch jeweils „früh“ (bis unter 10 Jahre nach Schulabschluss) Eltern geworden – im Gegensatz zu denen, die nach der Schule eine betriebliche Ausbildung in gewerblichen und handwerklichen (überwiegend Männer) Bereichen begonnen haben. Und die den Königsweg der akademischen Berufsausbildungen (überwiegend Männer) gegangen sind, wurden am seltensten „früh“ Eltern.

Wir dokumentieren die Berufsbildungsprozesse des Samples hier in zwei Modellen: Zum einen beschreiben wir sie vertikal hinsichtlich des erworbenen höchsten Berufsbildungsabschlusses (Tabelle 1). Zum anderen verweisen wir auf die Berufsbildungsmobilität des Samples (siehe nachfolgende Fallgruppen). Wengleich das kleine Sample kaum rechenhafte Rück-

schlüsse über die Grundgesamtheit zulässt, so sehen wir doch ein typisches Phänomen der geschlechtsspezifischen Bildungspartizipation beim Übergang von der Schule in die Berufsausbildung<sup>2</sup> bestätigt. Frauen weisen ein „Verwertungsdefizit“ dahingehend auf, dass sie ihre erworbenen schulischen Abschlüsse nicht in gleichem Maße in Qualifizierungen (Burkhardt 2004, S. 17) umsetzen.

Wir haben eine Typologie der berufsbildenden Mobilitätspfade aufgestellt, die ergänzende Informationen für die angesprochene Wechselwirkung zwischen Berufsbildungs- und Familienbildungsprozessen liefert. Knapp zwei Drittel des Sam-

1 Hinsichtlich der sozialen Herkunft sind die Frauen aus Herkunftsfamilien mit mittleren (mindestens ein Elternteil hat mittlere Reife) und höheren (mindestens ein Elternteil hat Abitur) Bildungsressourcen leicht überrepräsentiert. Dagegen kommen die Männer leicht überdurchschnittlich häufig aus Familien mit niedrigen (kein Elternteil hat einen weiterführenden Abschluss) Bildungsressourcen. Intergenerationell verfügen die Frauen im Sample also über etwas bessere Bildungsressourcen als die Männer im Sample. In den Schulkarrieren „dreht“ sich diese Relation aber leicht zu Gunsten der Männer: Mehr Männer verließen die Schule 1979 mit dem Abitur, dagegen sind die Frauen beim Hauptschulabschluss überrepräsentiert. Die Quoten der Realschulabschlüsse differieren nicht geschlechtsspezifisch.

2 Die überraschend hohe Quote dualer betrieblicher Berufsausbildung bei den Frauen relativiert sich, wenn wir die geschlechtsspezifischen Quoten nur für die Gesamtheit jener berechnen, die nicht studiert haben.

Harry Friebe, Prof. Dr., Bildungssoziologe an der Universität Hamburg, Department Wirtschaft und Politik. Arbeitsschwerpunkte: (Weiter-)Bildungsforschung, Gender- und Biografieforschung.  
e-mail: Harry.Friebe@wiso.uni-hamburg.de

**Tabelle 1: Höchster Berufsbildungsabschluss – in % –**

Höchster Berufsbildungsabschluss	Sample insgesamt	Geschlecht	
		Männer	Frauen
Ohne abgeschlossene Berufsausbildung	3	0	5
„Schulberuf“ (vollzeitschulische Berufsausbildung)	2	0	5
„dual“ (betriebliche Berufsausbildung)	39	30	48
Aufbauqualifikation auf Berufsausbildung (z. B. Techniker, Fachwirtin)	16	16	16
Studium (FHS und UNI)	40	54	26
Summe	100	100	100

Quelle: Eigene Erhebungen.

WSI Hans Böckler Stiftung

ples haben – insbesondere infolge der Restriktionen des Arbeitsmarktes – mehrere Berufs- oder andere Ausbildungen realisiert. Dabei dominieren drei Fallgruppen.

*Fallgruppe 1:* Horizontale nicht-akademische Berufsbildungsmobilität (= 75 % Frauenanteil)

Zu verzeichnen sind nacheinander berufsfachlich nicht korrespondierende Ausbildungen. Wir nennen diese Berufsbildungsmobilität „Entwertungsqualifikation“, weil die vorausgegangene Fachqualifikation durch die jeweils nachfolgende gewissermaßen gelöscht wird. Typische Beispiele:

- Frau (mit Hauptschulabschluss 1979): erste Ausbildung zur Zahnarzthelferin; zweite Ausbildung zur Einzelhandelskauffrau.
- Mann (mit Hauptschulabschluss 1979): erste Ausbildung zum Autosattler; zweite Ausbildung zum Krankenpfleger.

*Fallgruppe 2:* Vertikale nicht-akademische Berufsbildungsmobilität (je 50 % Männer-/Frauenanteil)

Kennzeichnend sind nacheinander berufsfachlich aufbauende Qualifikationen. Wir bezeichnen diese Mobilität als klassisches „konsekutives Karrierisierungsmodell“ des deutschen Berufsbildungssystems. Es ist eingewoben in die typische Aufbauqualifizierung des Prozessmusters Auszubildende/er, Geselle/in und Meister/in, hat aber auch analoge Prozessierungen in anderen Wirtschaftszweigen. Typische Beispiele:

- Frau (mit Abitur 1979): erste Ausbildung zur Groß- und Einzelhandelskauffrau; zweite Ausbildung zur Fachwirtin.
- Mann (mit Realschulabschluss 1979): erste Ausbildung zum Maschinenbauschlosser; zweite Ausbildung zum Maschinenbautechniker.

*Fallgruppe 3:* Vertikale akademische Berufsbildungsmobilität (75 % Männeranteil)

Im fachlich verbundenen Aufbau von einer nicht-akademischen zu einer akademischen Berufsausbildung liegt hier der Königsweg eines daraus folgenden Berufsbildungsaufstiegs im „Praxis-Theorie-Verhältnis“ vor: Die vorausgegangene Berufsfachlichkeit (Praxis) wird durch eine korrespondierende Fachwissenschaftlichkeit (Theorie) erweitert. Typische Beispiele:

- Frau (mit Abitur 1979): erste Ausbildung zur Bankkauffrau; zweite Ausbildung zur Diplom-Kauffrau.
- Mann (mit Abitur 1979): erste Ausbildung zum Speditionskaufmann; zweite Ausbildung zum Diplom-Kaufmann.

Die mit diesen Fallgruppen aufgezeigten Berufsbildungspfade sind in unterschiedlicher Weise als Vorläufer für Familienbildungswege „geeignet“:

- In der Fallgruppe 1 (horizontale Mobilität) sind die meisten „frühen“ Elternschaften versammelt.
- In der Fallgruppe 2 (vertikale nicht-akademische Mobilität) dominieren „späte“ Elternschaften (zehn und mehr Jahre nach Schulabschluss).
- In der Fallgruppe 3 (vertikale akademische Mobilität) sind die, die auch bis zur 15. Welle noch nicht Eltern geworden sind, erheblich überrepräsentiert.

Die Erörterung der Berufsbildungswege im Zusammenhang mit den Familienbildungswegen verweist auch auf Berufsbildung als jeweils spezifische Vorkonstruktion von Elternschaft. Typische Berufsbildungswege, die als Vorboten für frühe Elternschaft gelten und das Weiblichkeitsstereotyp verstärken sind jene im Bereich der personenbezogenen Dienstleistung ei-

nerseits und der „Entwertungsqualifikation“ (horizontaler Mobilitätspfad) andererseits. Im ersten Fall werden die Frauen durch gesundheitliche und erzieherische berufsfachliche Qualifikationen auf der Basis „Nächstenliebe“ für frühe Elternschaft prädestiniert; und im zweiten Fall wirkt wohl die „Entwertungsqualifikation“ zur kompensatorischen Einladung für Familienbildung.

## 2 Familienbildung

### 2.1 RE-TRADITIONALISIERUNG

Knapp 25 Jahre nach Schulabschluss sind zwei Drittel aller Sampleangehörigen Eltern. Deren Kinder wurden zwischen 1983 und 2004 geboren (90 % von ihnen zwischen 1986 und 1993). Drei Viertel aller Angehörigen des Samples haben im Untersuchungszeitraum geheiratet – jede/r Zehnte davon ist bereits wieder geschieden. Noch in der 15. Welle präferieren fast zwei Drittel Ehe und Elternschaft als ideale Lebensform. Für diese Präferenz sprechen sich deutlich mehr Männer als Frauen aus; für eine nicht-eheliche Lebensgemeinschaft als Ideal votieren nur weniger als drei Zehntel – ganz wenige präferieren die Wohngemeinschaft bzw. „Singleexistenz“. Es wird also der „Normalfall Familie“, vorrangig mit ein oder zwei Kindern, auch als Idealfall erlebt.

Der Weg von der Herkunfts- zur Gründungsfamilie verlief ausgesprochen modern: Im Zeitverlauf von der 3. Welle (1983) bis Ende der 8. Welle (1992) – also fast innerhalb einer 10-Jahres-Spanne – war dieser Weg deutlich durch die jugendtypische Zwischenexistenz „nichteheliche Lebensgemeinschaft“ geprägt. Jeweils ein Drittel aller Sampleangehörigen präsentierte sich in dieser Zwischenexistenz von der 3. bis zur 8. Welle. Danach entfaltete sich ein „Beschleunigungsgenerator“ zu Gunsten von Eheschließungen und Elternschaften. Die Institution Elternschaft war Auslöser einer Kettenreaktion in der Art, dass wir im Ergebnis von einer konventionellen Re-Institutionalisierung zweier „trennscharfer Mengen“ – die der Väter versus die der Mütter – sprechen können.

Diese Re-Traditionalisierung der Familienverhältnisse war diesem „Modernitätssample“ ursprünglich wohl nicht prognostiziert worden, denn offensichtlich beein-

**Tabelle 2: Struktur- und Beziehungserfahrungen in der Gründungsfamilie 9.–15. Welle/1993–2003**

Alle Eltern des Samples – in % –

Erwerbsarbeit und Beziehungserfahrung		9. Welle 1993	10. Welle 1994	11. Welle 1996	12. Welle 1997	13. Welle 1999	14. Welle 2001	15. Welle		
Dimension	Indikatoren							Alle	Männer	Frauen
Erwerbsarbeits- situation	Mutter und Vater vollzeitbeschäftigt	9	7	8	3	7	10	9	11	7
	Vater vollzeitbeschäftigt Mutter Hausfrau	53	47	38	40	34	29	22	26	19
	Vater vollzeitbeschäftigt, Mutter teilzeitbeschäftigt	20	25	22	29	32	35	42	37	47
	Vater vollzeit-, Mutter geringfügig beschäftigt	9	12	18	10	11	10	10	11	9
	Mutter vollzeit-, Vater teilzeitbeschäftigt	2	5	5	1	5	6	7	5	9

Quelle: Eigene Erhebungen.

WSI Hans Böckler  
Stiftung

druckt von der Rhetorik der Gleichheit der Geschlechterverhältnisse schien in den 1970er und 1980er Jahren eine Generation aufzuwachsen, die die Praxis der Ungleichheit zu überwinden trachtete: die Aufsehen erregenden Befunde der Brigitte-Studie „Mädchen '82“, in der 15- bis 19jährige Mädchen über Lebenspläne zwischen Familie und Beruf befragt wurden, konnten hoffnungsvoll stimmen: Diese – unserer Schulabschlusskohorte 1979 altersmäßig weitgehend entsprechenden – Mädchen und jungen Frauen hielten (damals) die Berufstätigkeit für wichtiger als die Familien- und Haushaltsarbeit: „Eines der wesentlichen Ergebnisse der Mädchen-Untersuchung ist die Tatsache, dass für Mädchen zwischen 15 und 19 die Verwirklichung des Berufswunsches an erster Stelle steht. Bei 64 % aller Befragten ist dies ein Hauptanliegen an die Zukunft“ (Seidenspinner/Burger 1982, S. 9). Diese hoffnungsvollen Zeichen wurden allerdings schon etwas eingetrübt durch die biografische Perspektive der Mädchen, denn 63 % notierten bezüglich der auf sie zukommenden Vereinbarungsproblematik: „Beruf und Familie ist wichtig, jedes zu seiner Zeit“ (Seidenspinner/Burger 1982, S. 83). Die Einstellung der Autorinnen pendelte zwischen

Hoffen und Bangen und sorgenvoll notierten sie, dass diese Frauengeneration „viel massiver in dem Konflikt zwischen Beruf und Familie stehen wird als alle Frauengenerationen zuvor“ (Seidenspinner/Burger 1982, S. 141).

Dass der konstatierte Konflikt für diese Frauen- (und Männer-) Generation als „Re-Traditionalisierung“ ausgegangen ist, können unsere Befunde vorzüglich dokumentieren. Wir fragen danach, wie sich in der biografischen Dimension bei den Müttern und den Vätern des Samples Erwerbs- und Familienarbeit verschränken. Wir fragen nach dem Aushandeln des „richtigen Zusammenhangs“ (Wohlrab-Sahr 1992, S. 12) zwischen Beruf und Familie im Lebenszusammenhang.

In den Tabellen 2 und 3 haben wir Übersichten zu Struktur- und Beziehungserfahrungen und ihre Bilanzierung für die Untersuchungsphase von der 9. Welle (1993) bis zur 15. Welle (2003) dokumentiert, da dieser 10-Jahreszeitraum die Höhepunkte der Familiengründungen innerhalb des Samples repräsentiert. Die Dimension „Erwerbsarbeitsituation“ (Tabelle 2) wird in der 9. Welle eröffnet mit 53 %, die sagten, dass der Vater gewordene Mann Vollzeit erwerbstätig war, die Mutter ge-

wordene Frau Hausfrau. Die traditionelle Hausfrauenehe wird dann mit dem zunehmenden Alter der Kinder tendenziell durch den Typus „Vater vollzeit- und Mutter teilzeitbeschäftigt“ ersetzt. Die Quote von geringfügig beschäftigten Müttern bleibt kontinuierlich auf einem 10 %-Niveau.

Tabelle 3 dokumentiert nun die Bilanzierungen der Väter und Mütter zu diesen Erfahrungen in der Erwerbs- und Familienarbeitsteilung. Wir sehen in beiden Bilanzierungsdimensionen kontinuierlich eine überwiegende Zufriedenheit mit den (traditionellen) Verhältnissen. Auf einem vergleichsweise niedrigen Niveau polarisieren Mütter und Väter die Unzufriedenheitskategorie (siehe 15. Welle): Doch obwohl die Mütter diesen patriarchalischen Arrangements kritischer gegenüberstehen, sind unter ihnen noch jeweils mehr als die Hälfte mit der Erwerbsarbeitsaufteilung (54 %) und mit der Hausarbeitsaufteilung (58 %) zufrieden.

Es ist sicher zur Interpretation dieser Befunde noch erwähnenswert, dass vor der Geburt des ersten Kindes alle der Väter gewordenen Männer und nahezu alle der Mütter gewordenen Frauen vollzeiterwerbstätig waren.

**Tabelle 3: Bilanzierung der Struktur- und Beziehungserfahrungen in der Gründungsfamilie 9.–15. Welle (1993–2003) Alle Eltern des Samples – in % –**

Erwerbsarbeit und Beziehungserfahrung		9. Welle 1993	10. Welle 1994	11. Welle 1996	12. Welle 1997	13. Welle 1999	14. Welle 2001	15. Welle 2003		
Dimension	Indikatoren							Alle	Männer	Frauen
Erwerbsarbeitsaufteilung zwischen den Eltern	eher nicht zufrieden	13	7	5	7	13	10	10	6	14
	teils/teils	30	27	29	29	24	34	29	25	33
	Eher zufrieden	56	66	62	63	63	56	61	69	54
Hausarbeitsaufteilung zwischen den Eltern	eher nicht zufrieden	4	5	5	6	10	10	14	8	19
	teils/teils	29	32	32	27	29	31	25	28	23
	Eher zufrieden	66	63	58	66	60	58	61	64	58

Quelle: Eigene Erhebungen.

WSI Hans Böckler  
Stiftung

## 2.2 GENDER UND LEBENS LAUF

Mütter und Väter sind gefangen in einer Verlaufskurve, die Krüger für die Teilpopulation der Mütter als „prozessuale Diskriminierung“ (Krüger 1995, S. 133) beschreibt. Das Geschlecht lagert sich als Strukturkategorie sowohl in die Berufsausbildung als auch in die Familienbildung in typischer Weise ein. Das Geschlecht Frau bedeutet beim Übergang in den Beruf „Vorabzüge“ (Krüger 1995, S. 144) in der Herstellung und Verwertung von Arbeitsvermögen vor Familiengründung. Und das Geschlecht Frau erfährt mit dem biografischen Einstieg in die Elternschaft eine „Sollbruchstelle“ der Erwerbsarbeit. Mit Krüger fordern wir deshalb bezogen auf die Lebensläufe von Frauen und Männern, die Determinanten von Arbeitswelt und Familie zu sehen: „Erst die Verknüpfungsprinzipien beider Institutionen machen die Gegenläufigkeit der Ungleichheitsspirale sichtbar: das positive Aufaddieren von Geschlecht und Familie im männlichen gegenüber umgekehrt proportionaler Negativentwicklung im weiblichen Lebenslauf“ (Krüger 1995, S. 144).

Diese Verknüpfungsprinzipien der Institutionen Familie und Arbeitswelt haben geschlechtsspezifische Effekte für die Lebensläufe. Exemplarisch stellen wir hierfür vier „Belege“ dar:

(1) Eine nur kurze Verweildauer (bis zu drei Jahren) in Prozessen beruflicher Bildung hatten 44 % der Sampleangehörigen, aber 56 % der früh Mütter gewordenen Frauen.

(2) Einen frühen ersten Berufsstart (bis zu vier Jahren nach Schulabschluss) hatten ebenfalls 44 % der Sampleangehörigen, aber 63 % der früh Mütter gewordenen Frauen.

(3) Sowohl Männer als auch Frauen können typischerweise ihre Erwerbsarbeitsexistenz im Lebenszusammenhang „verlassen“ – aber mit unterschiedlicher zeitlicher Erstreckung, aus unterschiedlichen Beweggründen und in unterschiedlichen biografischen Sequenzen. Männer versammeln sich im Segment Wehr- bzw. Zivildienstzeiten, nicht erwerbstätige Frauen im Segment Familienerziehungszeiten: Alle Mütter im Sample haben durchschnittlich etwa fünf Jahre im Rahmen von Familienerziehungszeiten außerhalb der Erwerbsarbeits-

**Tabelle 4: Arbeitsverträge in Abhängigkeit vom Elternschaftsstatus. Ergebnisse der 15. Welle (2003) – in % –**

Arbeitsvertrag	Elternschaftsstatus	
	Vater	Mutter
Vollzeit	73	9
Teilzeit	7	58
Selbstständig erwerbstätig	18	9
Nicht erwerbstätig	2	24
Summe	100	100

Quelle: Eigene Erhebungen. WSI Hans Böckler Stiftung

biografie (im Durchschnitt auf alle Frauen im Sample knapp vier Jahre) verbracht. Männer mit Wehr- bzw. Zivildienstzeiten waren knapp zwei Jahre (im Durchschnitt auf alle Männer im Sample knapp ein Jahr) nicht erwerbstätig.

(4) Tabelle 4<sup>3</sup> dokumentiert Tendenzen des Übergangs der Erwerbsbiografie zur „Lochbiografie“ (Krüger/Born 1990, S. 53) bei den Müttern. Drei Viertel aller Väter verfügen in der 15. Welle über eine normalbiografische Vollzeittätigkeit,<sup>4</sup> dagegen nur ein Zehntel der Mütter. Nicht erwerbstätig ist ein Viertel der Mütter, aber kaum ein Vater. Als Wiedereinsteigerinnen arbeiten mehr als die Hälfte der Mütter in flexibilisierten Teilzeitarbeitsverhältnissen. Teilzeitarbeit ist für die Väter als „breadwinner“ die Ausnahme.

Seidenspinner und Burger hatten in der Studie „Mädchen 82“ wohl zu Recht befürchtet, dass diese Frauengeneration in ihrem Konflikt zwischen Berufs- und Familienarbeit allein gelassen wird. Wie bewältigen die Mütter und Väter im Untersuchungssample diesen Widerspruch zwischen der Rhetorik der Gleichheit und der Praxis der Ungleichheit? Als Biografieträger/innen haben sie die Fähigkeit, „Sinn zu erzeugen“. Zwei typische Beispiele dieser Sinnerzeugung im Lebenszusammenhang – komplementär im Mutter-Vater-Verhältnis – können dies illustrieren:

Vera I.<sup>5</sup> findet ihre Lebenslage als Nur-Hausfrau mit geringfügiger Erwerbsarbeit „wunderschön“: Mit Blick auf die ihr dauernd gehetzt erscheinenden Mütter mit Teilzeiterwerbstätigkeit sagt sie klipp und klar: „Kann überhaupt nicht verstehen, wie man (Mutter) unbedingt noch arbeiten muss ... Ich finde es so wunderschön, man kann sich nur ohne Arbeit auf die Kinder konzentrieren ... Wenn ich arbeite, dann brauche ich auch keine Kinder ... Dass ir-

gendetwas dann mit Sicherheit zu kurz kommt“. Und was macht ihr Ehemann?: „Mein Mann ist jetzt sehr ausgiebig (kurzes Schmunzeln) berufstätig ... Also er geht früh morgens weg und kommt abends häufig erst nach 8 nach Hause“. Vera schildert das ausgesprochen anerkennend: „Jetzt, wo er merkte, er muss jetzt doch irgendwie für uns jetzt weiterkommen und alles absichern, da hat er sich wesentlich mehr engagiert. Und es sieht so aus, dass das auch noch weiter bergauf geht, gehen könnte ... erstes Kind, zweites Kind ... wurde immer ein bisschen mehr. Und als das dritte Kind unterwegs war ... hat er angefangen, ganz neu aufzusteigen ... Aber das (Aufstieg) ist jetzt kinderunabhängig“.

Knut U.<sup>6</sup> ist kontinuierlich vollzeiterwerbstätig mit geringfügiger Tätigkeit im Haushalt in seiner Familie: „Drinne (im Haushalt) mach ich fast gar nichts, dafür ist der Garten halt mein Reich ... Das is'n Agreement, das haben wir stillschweigend beschlossen“. Plant seine Frau den beruflichen Wiedereinstieg?: „... sie ist im Nebenjob bei einer Freundin im Büro in der Woche 7 Stunden (sie war Assistentin der Geschäftsleitung im Immobilienbereich). Weiteres wird erstmal nicht geplant“ sagt Knut U.: „Weil wir beide eigentlich gewisse Präjudizien setzen, einfach auch nicht ein Kindergarten-Kind zu haben, sondern unser Kind zu haben und dass die Mutter dann eben doch diverse Zeiten für das Kind da ist“.

<sup>3</sup> Dass die Werte aus den Tabellen 2 und 4 nicht direkt übereinstimmen (können), liegt in den unterschiedlichen Referenzen der Antworten begründet: In Tabelle 2 berichten die Befunde über die Familienkonstellationen aller Sampleangehörigen – z. B. die befragten Frauen berichten über die Erwerbssituation im Verhältnis zu ihren (nicht befragten) Männern. In Tabelle 4 werden als Arbeitsverträge nur die Daten der Sampleangehörigen berücksichtigt.

<sup>4</sup> Welche Arbeitszeitvolumina die Väter und Mütter als Selbstständige haben, ist von uns nicht ermittelt worden.

<sup>5</sup> Vera I.: Abitur 1979, Bankkauffrau. Verheiratet, 4 Kinder. Zunächst Erziehungsurlaub, dann „Nur“-Hausfrau, später geringfügig erwerbstätig als Tagesmutter, Spielplatzaufsicht, Turnen für Kinder. (Namen und biografische Daten der Personen wurden anonymisiert und verfremdet)

<sup>6</sup> Knut U.: Abitur 1979, zunächst Speditionskaufmann, später Studium Betriebswirtschaftslehre. Verheiratet, 1 Kind. Kontinuierlich als Diplomkaufmann vollzeiterwerbstätig.

Lebenslanges Lernen im Lebenszusammenhang gestaltet sich als normative Parole im Modernisierungsprozess: Alle Sampleangehörigen bekunden eine positive Zuwendung zur Weiterbildung. Alle Sampleangehörigen haben im Untersuchungszeitraum an Weiterbildungsveranstaltungen teilgenommen. Weil wir Weiterbildung als biografisches Projekt im geschlechtstypischen Lebenszusammenhang reflektieren, fragen wir sowohl nach den institutionellen Regelungen (Logik der Struktur) als auch nach den personalen Eigenleistungen (Logik des Subjekts) der Weiterbildungsteilnahme.

Der hegemoniale Diskurs über die Unmöglichkeit der Nichtnutzung von Weiterbildung (Friebel 2001) ist offensichtlich schon in die Lebensgeschichten der Personen integriert und intrapersonal interpretiert: *Ich will Weiterbildung und ich entscheide über die Teilnahme!* In unserer Studie berichten die Personen aus der Perspektive ihrer Eigenlogik entschieden selbstreferenziell auf der Basis eines emphatisch besetzten Weiterbildungsbildes in nahezu regelhafter Weise:

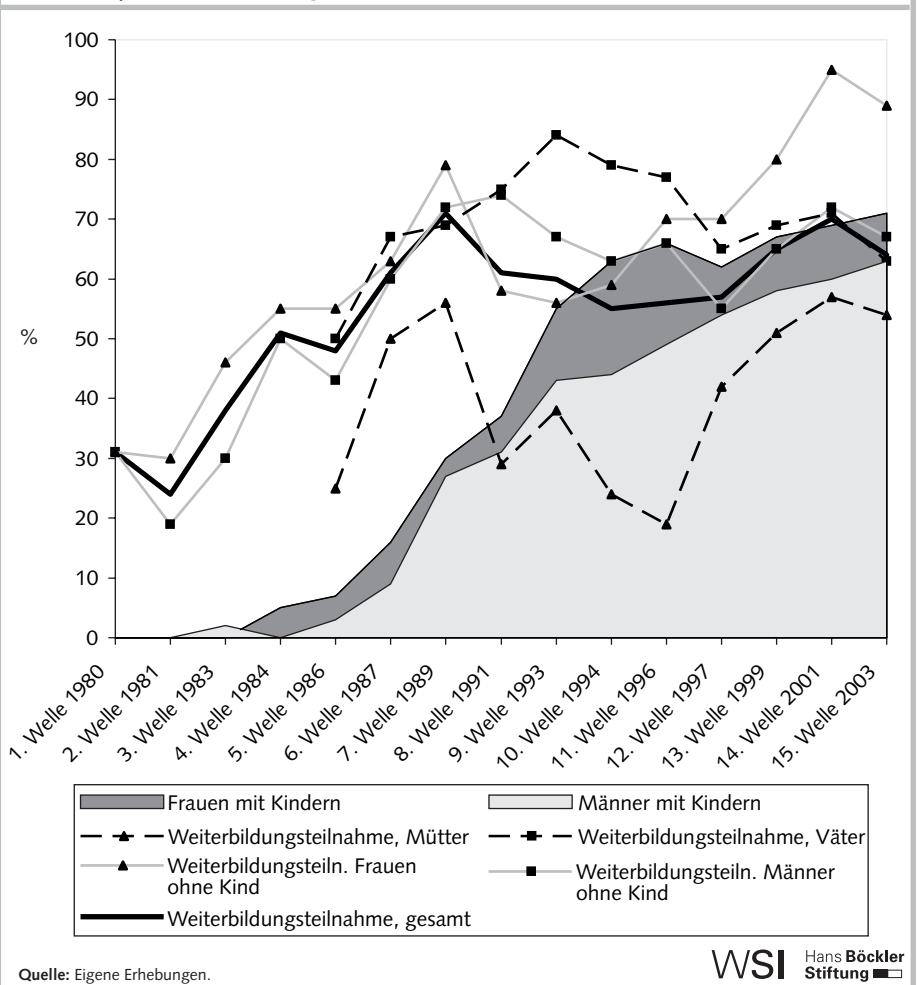
- „Ich gehe zur Weiterbildung, weil ich wahnsinnig gerne lerne... ich will der Sache auf den Grund gehen“ (Motivationsaspekt).
- „Im Prinzip kommt das ja von mir heraus... in jedem Fall bin ich derjenige, der entscheidet“ (Entscheidungsaspekt).

Diese korrespondierenden Aspekte stehen konkurrenzlos im Mittelpunkt der Zuwendung zur Weiterbildung. Die Personen dokumentieren damit offensichtlich ihren Anspruch, Subjekte der eigenen Weiterbildungsbiografie zu sein. Das Subjekt als „Planungsbüro“ der eigenen Biografie ist genau diese Modernitätsfolie der „Individualisierung“.

Aber es lassen sich in unseren Befunden auch Grenzen dieser „Selbst-Festalisierung“ markieren. Wir erörtern diese Sicht der „Institutionalisierung“ von Weiterbildungsbiografien mit einer Kurvendiskussion zur Weiterbildungsteilnahme.

Mit Hilfe der Weiterbildungsteilnahmedaten im Untersuchungsverlauf lassen sich anhand der *Abbildung 1* die geschlechtstypischen Verknüpfungen von Lebenswelt und Weiterbildung bildhaft do-

**Abb. 1: Weiterbildungsteilnahme und Eltern- bzw. Nicht-Elternschaft**  
– wellenspezifische %-Angaben –



kumentieren. Die Abbildung zeichnet das „doing gender“ der Weiterbildungspraktiken im Lebensverlauf. Sie enthält fünf Kurven und einen Elternschafts-Berg.

Der stetig ansteigende Berg symbolisiert die kumulierten Anteile der Männer des Samples, die im Untersuchungszeitraum Väter geworden sind, sowie die der Frauen, die Mütter geworden sind – z. B. waren in der 7. Welle (1989) gut ein Viertel der Männer (27 %) und knapp ein Drittel der Frauen (30 %) Eltern.

Die durchschnittliche Weiterbildungsteilnahmequote des Samples pro Welle (gesamt) beginnt auf einem relativ niedrigen Niveau, weil sich zum Zeitpunkt der 1. Welle (1980) nahezu alle (noch) in Prozessen beruflicher Bildung befanden. Von der 2. (1981) bis zur 7. (1989) Welle steigt die durchschnittliche Weiterbildungsteilnahme (gesamt) kontinuierlich bis auf ein Niveau von über 70 %. Erst in der 14. Welle (2001) wird dieses außerordentlich hohe Niveau fast wieder erreicht. Zwischen der

7. und der 14. Welle liegen stetig niedrigere Anteilswerte vor.

Der Verlauf der vier zusätzlichen Kurven erlaubt nun eine Interpretation der Kurvenentwicklung zur durchschnittlichen Weiterbildungsbeteiligung verschiedener Teilgruppen des Untersuchungssamples. Die Weiterbildungsbeteiligung der Männer ohne Kinder ähnelt der allgemeinen Weiterbildungsbeteiligung des Gesamtsamples. Frauen ohne Kinder nehmen hingegen überdurchschnittlich häufig an Weiterbildungsveranstaltungen teil – ab der 12. Welle sogar mit Höchstquoten. Ist damit Weiterbildung weiblich? Nein: Der Blick auf die fast spiegelbildlich verlaufende Kurve der Mütter im Verhältnis zu der der Väter<sup>7</sup> zeigt, dass nicht das biologische

<sup>7</sup> Aus Gründen der kleinen Subsamples setzen wir den Beginn der Weiterbildungsquoten der Väter und der Mütter auf die 5. Welle, d.h. wir weisen diese Daten erst damit einsetzend aus, obwohl bereits sehr vereinzelt Elternschaften in den vorherigen Wellen vorlagen.

Geschlecht (sex) sondern das soziale Geschlecht (gender) als Strukturgeber der Weiterbildungsteilnahme wirkt: Die Väter nehmen zwischen der 8. und 11. Welle am häufigsten an Weiterbildungsmaßnahmen teil, Mütter am wenigsten.

Was können wir aus dieser Kurvendiskussion schließen?<sup>8</sup> Wir bieten mehrere überspitzt ausgedrückte, dennoch empirisch gehaltvolle Thesen an:

- Weiterbildungsteilnahme ist weiblich, wenn Frau kein Kind hat.
- Männer werden, wenn sie Väter sind, in der Weiterbildung eingegrenzt.
- Frauen werden, wenn sie Mütter sind, aus der Weiterbildung ausgegrenzt.

Die Weiterbildung der Mütter ist in dem Maße als „geringfügig“ zu bezeichnen, wie die Weiterbildung der Väter dem Etikett „kontinuierlich überdurchschnittlich“ folgt. Im Rahmen der Intensivinterviews sagten Väter typischerweise „ich musste mich um Weiterbildung kümmern ... für meine Familie“. Mütter berichten typischerweise „ich musste die Weiterbildung aufs Eis legen ... für meine Familie“. Also: hier die breadwinner-Perspektive, dort die caring-Perspektive.

## 4

### Zusammenfassung und Ausblick

Diese geschlechtsspezifischen Lebenslaufregimes mit ihren besonderen Effekten in der beruflichen Bildung, in der Familienbildung und in der Weiterbildung waren schon immer das Markenzeichen patriarchalisch geprägter Gesellschaften. Neu hinzugekommen sind nun die öffentlichen gender mainstreaming-Standards und die methodischen Möglichkeiten der Wissenschaft, jene Ausdrucksformen einer nur scheinbaren Chancengleichheit öffentlich zu dokumentieren. Die Ergebnisse unserer Analyse sind zum einen ein Appell an die Institutionen der Weiterbildung, eine umfassende Integration der Geschlechterperspektiven und eine stärkere Etablierung des biografischen Zugangs – letztlich eine heuristische Vernetzung beider Zugänge – zu ermöglichen.

Sie sind zum anderen eine eindringliche Aufforderung zu einer nachhaltigen Frauenförderung für die bessere Vereinbarkeit von Erwerbs- und Familienarbeit. Durch konsequentes politisches Handeln müssen die Rahmenbedingungen (z. B. öffentlich geförderte Kleinkindererzie-

hung) des Lebenszusammenhanges von Frauen so gestaltet werden, dass insbesondere das biografische Ereignis Mutterschaft nicht mehr zu Benachteiligungen führt. In der Familienpolitik muss das Geschlechterverhältnis ebenso wie in der (Weiter-)Bildungspolitik (Becker-Schmidt/Knapp 2003) auf die Tagesordnung. Die Frage, die bei allen politischen Maßnahmen gestellt werden muss, heißt: Führen sie zu einer Veränderung des traditionellen Geschlechterarrangements? Zudem werden flächendeckende pädagogisch wertvolle Kinderbetreuungseinrichtungen für Kinder aller Altersgruppen und Ganztagschulen notwendig, damit Müttern (wie Vätern) die Optionen Erwerbsarbeit und Weiterbildung offen stehen.

<sup>8</sup> Selbstverständlich mahnen die kleinen Subsamples zur Bescheidenheit in der Interpretation. Dies sowohl hinsichtlich der geringen Fallzahlen im Allgemeinen als auch hinsichtlich der Indikatorenkonstruktionen im Besonderen: Sicherlich hätten größere Subsamples es nahe gelegt, die Kurven Väter und Mütter wellenauthentisch – z. B. Geburt des jeweiligen Kindes – zu fassen. Hier haben wir unter diese Kurven all jene subsumiert, die bis einschließlich 15. Welle das Elternschaftereignis erfuhren. Dadurch sind gewisse Ungenauigkeiten entstanden. Die Kurvendiskussion soll als heuristisches Modell verstanden werden.

## LITERATUR

**Becker-Schmidt, R./Knapp, A.** (2003): *Feministische Theorien*, Hamburg  
**Burkhardt, A.** (2004): *Selektion nach Geschlecht im Bildungswesen*, GEW Dokumentation, Frankfurt  
**Friebel, H.** (2001): *Gleichzeitigkeit und Widersprüchlichkeit*, in: *Grundlagen der Weiterbildung 2*, Neuwied  
**Krüger, H.** (1995): *Prozessuale Ungleichheit*, in: *Berger, P. A./Sopp P.* (Hrsg.), *Sozialstruktur und Lebenslauf*, Opladen

**Krüger, H./Born, C.** (1990): *Probleme der Integration von beruflicher und familiärer Sozialisation in der Biografie von Frauen*, in: *Hoff, E. H.* (Hrsg.), *Die doppelte Sozialisation Erwachsener*, München  
**Seidenspinner, G./Burger, A.** (1982): *Mädchen 82*, Hamburg  
**von Friedeburg, L.** (1992): *Bildungsreform in Deutschland*, Frankfurt M.  
**Wohlrab-Sahr, M.** (1992): *Institutionalisierung oder Individualisierung des Lebenslaufs?*, in: *Zeitschrift für Biografieforschung und Oral History 1*, Lüdenscheid